

Vortrag zur Ausstellung „selber schuld“

Arme habt ihr allezeit – das steht schon in der Bibel. Es stimmt, dass Thema ist ein Dauerbrenner seit Menschengedenken. Die Geschichte des Umgangs mit Armut und den Armen ist lehrreich, weil sie zeigt, dass die Grundfragen stets die gleichen geblieben sind.

Schon immer wurde unterschieden zwischen den würdigen, weil unverschuldet in Not geratenen Armen auf der einen Seite und dem Gesindel und den Säufern, denen eigenes Verschulden unterstellt wird, auf der anderen Seite.

Arme auszuschließen, darin waren wir schon immer sehr findig. Die Maßnahmen reichen von der Isolierung, z.B. der zwangsweisen Unterbringung in Armenhäusern, über die Kriminalisierung bis zur medialen Diffamierung als arbeitsscheu (Stichwort „Florida-Rolf“). „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen!“ Auch ein Bibelzitat. Das findet sich 1:1 in der Hartz-IV-Gesetzgebung mit den Strafen bei Fehlverhalten bis hin zur Kürzung der Hilfe zum Lebensunterhalt auf Null gerade bei jungen Hilfesuchenden, die damit dann auch ihre Wohnung verlieren.

Oft genug ist unser erster Impuls angesichts von Armut und Elend, uns abzuwenden. Schnell fühlen wir uns gestört und überfordert, vor allem wenn uns das Elend zu nahe rückt. Man kann die Armutsgeschichte als ein Ringen darum betrachten, diesem ersten Impuls nicht nachzugeben. Können wir im Armen, der Armen unseren Bruder, unsere Schwester sehen, von und vor Gott mit gleichen Rechten geschaffen wie wir? Um diese Einsicht muss immer wieder neu gerungen werden.

Da geht es uns Sozialarbeitern in der alltäglichen Arbeit nicht anders. Und geben wir es ruhig zu – auch wir scheitern dabei immer wieder aufs Neue, weil wir ärgerlich, manchmal auch überheblich werden, weil unser Gegenüber nicht so funktioniert, wie wir uns das vorstellen und gerne hätten.

Was kann man entdecken, wenn man sich nicht abwendet, sondern hinschaut? Lassen wir einen Betroffenen sprechen: Markus, 38 Jahre alt.

Ich bin im Landkreis aufgewachsen und habe fast zwanzig Jahre bei der gleichen Firma auf dem Bau geschafft. Hab schon immer mal wieder einen über den Durst getrunken, aber nach der Scheidung wurde es dann damit schlimmer. Ich leide sehr darunter, dass ich meinem Sohn kein richtiger Vater mehr bin. Dann ist mein Chef pleite gegangen. Die Kündigung war bitter, nach so vielen Jahren. Seitdem habe ich es mit dem Arbeiten nicht mehr richtig gepackt. Ich war noch ein halbes Jahr bei einer anderen Baufirma, dann wurde ich wieder arbeitslos. Die Schulden wurden immer mehr. Später verlor ich auch noch meine Wohnung, das war ja die Betriebswohnung meiner alten Firma. Bei Kumpels hab ich ne Zeit lang pennen können. Zum Schluss bin ich auf der Straße gelandet, weil ich nicht länger mitwohnen konnte.

Dieser Fall zeigt einige typische Ursachen für den Weg in die Obdachlosigkeit:

1. Verlassen – selber schuld? Unzweifelhaft ist es oft die Beziehungsunfähigkeit der Betroffenen, die zur Trennung führt. Aber woher kommt sie? Oft gab es Belastungen bereits in der Ursprungsfamilie: zerbrochene Familien, die Rolle als „schwarzes Schaf“, Erfahrungen von Mangel, Gewalt und Missbrauch.

2. Suchtkrank – selber schuld? Der Alkohol oder die Droge ist erst einmal ein Fluchtweg aus einer bedrückend oder unhaushaltbar empfundenen Realität. Ein Teufelskreislauf setzt sich in Gang: Die Fähigkeit zur Problemlösung schwindet, der Drang, wieder zur Flasche zu greifen, wird größer. Am Ende stehen körperliche Abhängigkeit und gesundheitlicher Verfall.

3. Arbeitslos – selber schuld? Im Einzelfall begegnet uns die ganze Bandbreite von unverschuldetem Verlust des

Arbeitsplatzes, weil der Arbeitgeber pleite gegangen ist, bis zur Kündigung wegen fortgesetzter Fehlzeiten. Belastungen und Brüche in der Berufsbiographie sind typisch für unser Klientel: Eingeschränktes Leistungsvermögen, schlechte Ausbildung, Beschäftigung als Saison- oder Zeitarbeiter und einem entsprechend hohen Risiko, immer wieder arbeitslos zu werden.

Am Ende steht der Verlust der Wohnung. Selber schuld? Ja und nein. Jeder Einzelfall ist in seiner Mischung aus Selbst- und Fremdverschuldung anders gelagert.

All diese Erfahrungen wirken sich auf das Selbstbild der Betroffenen aus: "Wenn du immer wieder gesagt bekommst, du bist schlecht, glaubst du es irgendwann selber" - hat mir einer einmal gesagt. Das schlechte Selbstwertgefühl hindert daran, die Probleme anzugehen. Am Ende können die Betroffenen nicht mehr „wollen“, identifizieren sich mit ihrer Rolle als Außenseiter.

Dieser Prozess verstärkt sich, wenn die Betroffenen tatsächlich gezwungen sind, auf der Straße zu leben. Leben ohne Wohnung heißt: nicht mehr erreichbar sein, nicht kochen können, seine Habe nicht sicher verwahren zu können, unruhig zu schlafen, weil man jederzeit dort vertrieben werden kann, wo man seine Schlafstelle (z.B. in einem Rohbau) eingerichtet hat.

Längerfristig ohne Wohnung leben zu müssen macht krank. 85% der alleinstehenden Wohnungslosen sind nach einer Untersuchung der Uni Freiburg medizinisch behandlungsbedürftig, nur ein Drittel ist voll arbeitsfähig. Die Lebenserwartung liegt deutlich unter dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung: Das durchschnittlich erreichte Lebensalter unserer verstorbenen Klienten beträgt gerade einmal 55 Jahre!

Und zum Glück kommen ja tatsächlich nicht alle, die arbeitslos geworden sind, Schulden haben, geschieden sind und ein Suchtproblem haben zu uns, d.h. verlieren am Ende mit der

Wohnung ihre bürgerliche Existenz. In der Psychologie bezeichnet man mit Resilienz die Fähigkeit, mit schweren Belastungen und Brüchen im Leben zurecht zu kommen. Entscheidend sind dafür bereits in frühen Jahren positive Bezugspersonen, das kann auch die Oma oder ein Lehrer sein, und ein positives Selbstwertgefühl, der Glaube an sich selbst. Genau daran fehlt es unseren Betreuten von Anfang an oder sie haben es im Laufe der Jahre verloren.

Unser grundlegendes Unverständnis gegenüber wohnungslosen Menschen liegt in einer allzu menschlichen Haltung begründet: Wir gehen bei der Beurteilung anderer Menschen von uns selber, unseren eigenen Erfahrungen aus. Dabei missachten wir die Fremdheit unseres Gegenübers, seine ganz eigenen Erfahrungen, aus denen eben auch eine andere Logik erwächst. Wir können es uns schlicht nicht vorstellen, uns in solchen Belastungssituationen „hängen“ zu lassen. Und verkennen dabei, was Unvermögen und Misserfolgserlebnisse, was aber auch Abweisung und Trennung bei den Betroffenen bewirken.

Selber schuld? Wir selbst werden in vielerlei Hinsicht schuldig – der Autounfall bei überhöhter Geschwindigkeit, der Raucher oder „Workaholik“, der seine Gesundheit ruiniert... Es geht um das Unverständnis von uns fremder Schuld bzw. Versagens: „Mir könnte das nicht passieren!“ ist die zentrale Botschaft. Und schützen uns damit auch selbst vor dem Eigeständnis, dass auch wir in Lebenskrisen immer wieder gefährdet sind und dann auf Glück und guten Beistand von außen angewiesen sind, nicht alles selbst in der Hand haben.

Welche Haltung nehme ich hier als Christ ein? Als Christ achte ich die unveräußerliche Würde gerade dieser Menschen, habe ich ein Ohr für ihre Geschichte und Nöte, sehe sie mit ihren schwachen aber auch starken Seiten. Oft bewundere ich, wie sie unter schwierigsten Bedingungen zurecht kommen.

Wie sieht unsere Hilfe aus?

Wir fragen nicht nach der Schuld, sondern wir antworten auf die existentielle Not der Menschen, die zu uns kommen:

- In der **Fachberatungsstelle** helfen wir beim Antrag auf Arbeitslosengeld II oder Sozialhilfe und gewähren Vorschüsse, bis die Behörden bewilligt und überwiesen haben. Damit ist auch die Krankenversicherung wieder gewährleistet.
- In unserer **Tagesstätte** bieten wir einen Aufenthalt tagsüber, eine warme Mahlzeit, die Möglichkeit zum Duschen und Wäschewaschen, eine Postadresse, kümmern uns um die medizinische Versorgung.
- Wir vermitteln eine Unterkunft: in unserem **Aufnahmehaus** für Männer mit 4 Notübernachtungs- und 17 Wohnplätzen, im Aufnahmehaus für Frauen mit 4 Wohnplätzen. Wenn dort alles belegt ist, auch in Billigpensionen. Zusätzlich haben wir drei Plätze in Notschlaf-Containern.
- Inzwischen halten wir darüber hinaus 62 **Wohnplätze** weitgehend in angemieteten Wohnungen vor, die wir an die Betreuten untervermieten.

Insgesamt betreuen wir fortlaufend circa 210 Menschen. Die konkrete, praktische Hilfe ist die Basis, auf der das notwendige Vertrauen für die eigentliche Hilfe erst wachsen muss: die gemeinsame Arbeit an der Frage nach einer weiterführenden Perspektive.

Die Würde unserer Hilfesuchenden zu achten heißt, ihnen die Verantwortung für ihr Leben zu belassen. Wir versuchen zu ermutigen, geben Hilfen bei der Entscheidungsfindung – „springen“ muss der Klient selbst: Stellt er sich der Frage nach der Perspektive in seinem Leben, ist er bereit, den Weg der vielen kleinen Schritte mit zwangsläufigen Rückschlägen zu gehen? Letztlich können wir nur gemeinsam mittels Versuch und Irrtum herausfinden, was geht. Vieles wird erst

nachvollziehbar, wenn man die Lebensgeschichte der Betroffenen näher kennenlernt.

Welche realen Chancen haben unsere Klienten auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt? Wir müssen ehrlich sein – je nach Handikaps sind die realen Chancen sehr begrenzt.

Mit unseren Beschäftigungsangeboten im Aufnahmehaus und insbesondere in der Tagesstätte versuchen wir, dem Tag erst einmal wieder eine Struktur zu geben, alte Fähigkeiten zu fördern. Und machen dabei die Erfahrung, dass die meisten unserer Klienten durchaus arbeiten wollen. Nur würden sie einen 8-Stunden-Tag mit den heutigen Anforderungen des Arbeitslebens nie durchhalten.

Da sind wir als Gesellschaft gegenüber den Leistungsschwachen unter uns weder fair noch ehrlich. Wir schicken sie in ein Rennen, das sie nicht gewinnen können. Was geht, sind Arbeitsgelegenheiten für 2 Euro die Stunde. Viele unserer Klienten machen diese Arbeit gerne und würden sie gerne auch auf Dauer machen. Aber nach einem halben, spätestens nach einem dreiviertel Jahr ist Schluss und dann stehen sie meist noch frustrierter wieder auf der Straße. Wir sollten endlich einsehen, dass wir einen öffentlich geförderten 2. Arbeitsmarkt brauchen, der auch unbefristet Beschäftigung bietet. Statt dessen wird die Förderung in diesem Bereich gerade massiv herunter gefahren.

Und die Chancen auf dem Wohnungsmarkt als Langzeitarbeitsloser und oft nicht gerade begnadet, sich selbst positiv darzustellen? Bei manchen unserer Klienten scheitert es da schon an den ganz einfachen Dingen – da kann schon der Anruf bei einem potentiellen Vermieter eine schier unüberwindliche Hürde darstellen, weil man es nicht gelernt hat, mit fremden Menschen zu telefonieren.

Für wen oder was lohnt der schwere Weg einer Suchttherapie, wenn danach die Kumpels aus der Szene, die einzig

verbliebenen sozialen Bezugspersonen, tabu sind, weil man sonst sofort wieder rückfällig würde?

Oft genug bleibt die Suche nach der passenden Nische. Aber Vorsicht – hüten wir uns vor falschen Verallgemeinerungen. Von den drei Männern, die sie hier in der Ausstellung näher kennenlernen werden, ist einer inzwischen wieder voll resozialisiert mit Arbeit und eigener Wohnung, einer schon lange wieder in fester Arbeit, wohnt aber noch bei uns, und einer kommt nicht recht vom Fleck, steht nach einer Arbeitsgelegenheit und einer beruflichen Fördermaßnahme immer noch ohne Arbeit da und wohnt noch bei uns.

Für uns ist jede Verbesserung der Lebenslage der Betroffenen ein Erfolg. Von aktuell 210 Betreuten sind bereits 110 wieder mit Wohnraum versorgt (62 Wohnplätze können wir selber anbieten). Um diesen Wohnraum halten zu können, benötigen viele unsere weitere Unterstützung, u.a. weil oft schon jedes behördliche Formular eine Überforderung darstellt. Für uns zählt aber auch der Klient, der die Kraft zur Veränderung nicht mehr aufbringt, und der Hilfe beim Überleben auf der Straße benötigt. Da kann auch der geglückte Arztbesuch schon ein Erfolg sein.

In „Respekt im Zeitalter der Ungleichheit“ schreibt der Soziologe Richard Sennett: „Der Kern des Problems, vor dem wir in der Gesellschaft und insbesondere im Sozialstaat stehen, liegt in der Frage, wie der Starke jenen Menschen mit Respekt begegnen kann, die dazu verurteilt sind, schwach zu bleiben.“ Eine wesentliche Basis dafür sieht er in der Anerkennung wechselseitiger Autonomie: „Statt auf eine Gleichheit des Verstehens zu drängen, bedeutet Autonomie, dass man an anderen Menschen akzeptiert, was man nicht versteht. Wenn ich das tue, behandle ich andere als ebenso autonome Wesen wie mich selbst. Wer Schwachen oder Außenseitern Autonomie zubilligt, der belässt ihnen ihre Würde.“

Autor: Heinrich Knodel, Stand 23.04.2012